

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 11.

Wiesbaden, den 17. März 1895.

II. Jahrgang.

Sinnspruch.

Es gibt so gar viel tönend Erz
Und so viel tausend Schellenklingen;
Ein tief' Gemüth, ein golden Herz —
Es will zu finden schwer gelingen.
So Du eins findest, halt es warm,
Und laß' es nicht von Deinem Pfade,
In dieser Welt — so kalt und arm
Ist solch ein Fund die höchste Gnade.

Die Hebung der ländlichen Geflügelzucht.

Von D. Brinckmann-Güterlosh.

Im Jahre 1873 feierte der Landwirtschaftliche Kreisverein Wiedenbrück sein Thierschaufest in Gütersloh. Zum ersten Male brachten mein Freund Petersmeyer und ich 8 Stämme Hühner: La Flèche, Spanier, Bergische Kräher und Italiener zu dieser Schau. Städter, wie Landbewohner bewunderten das schöne, kräftige Geflügel, das nur einzelne gelegentlich auswärts in solchen Exemplaren gesehen hatten, da man im Allgemeinen nur Landhühner: Falkenfelder, Gold- und Silbermöven, alle möglichen bunten Schläger und Krüper mit einfachem und Rosenkamm hier kannte. Namentlich das schöne Geschlecht fand Gefallen an dem Geflügel. Die Käfige blieben den ganzen Tag belagert von Schaulustigen, und das gefiel dem Herrn Landroth und dem Festkomitee. Ersterer forderte uns Aussteller in Folge dessen auf, das Geflügel in Preis zu setzen, was wir Anfangs nicht wollten. Doch Zureden half; wir forderten mäßige Preise und fort waren unsere Hühner — zur Verloofung angekauft. Und merkwürdig; auch alle acht Stämme kamen aufs Land. Von anderen Landleuten wurde ich zu weiterem Bezug von Italienern animirt, und ich war ihnen gefällig damit. Vier Jahre später beantragte ich in dem Landwirtschaftlichen Kreisverein, dieser möge 100 Mk. Prämien für Geflügel aussetzen und für eine entsprechende Summe zur Verloofung ankaufen, für praktische Käfige wollte ich selbst sorgen. Der Antrag ging durch.

Ich ließ mir von hiesigen Hettwaarenhändlern circa hundert gute, fast neue, gleich große amerikanische Specklisten, und ein Schlosser fand sich, der die eisernen Stäbe — Raschendraht gab's noch nicht — für 40 Pfg. pro Kiste (bei Rücknehmen derselben) lieferte.

Auf großem freiem Plage unter schattigen Eichen wurde das Thierschaufest gefeiert; ich ließ 3 lange Reihen Pfähle in die Erde schlagen, Querschölzer darüber legen und hierauf in eine Höhe von ca. 80 Centimeter die fertigen Käfige setzen, nicht geschlossen, so daß die Reihe eine imposante Länge erhielt. Fast alle, ca. 100 Käfige, wurden mit Geflügel besetzt. Vorher hatte ich in einigen Lokalitäten tüchtig getrommelt und nicht umsonst, denn der Besuch des Festes war ein großartiger, namentlich von Frauen und Jungfrauen, die das meiste Interesse für das Geflügel zeigten.

Die 100 Mark Prämien waren bald vergeben. In Anbetracht des überaus zahlreichen Besuches und der nicht ganz zu befriedigenden Frage nach Loosen, wovon 4000 Stück à Mk. 1.50 zur Verfügung gewesen, ließ der Direktor des landwirtschaftlichen Kreisvereins einen jungen Zweibrücker Zuchtbullen weniger, hingegen für Mk. 270 Geflügel zur Verloofung ankaufen, zur Freude der Aussteller und zum doppelten Nutzen namentlich der Gewinner auf dem Lande. Ueber Mk. 12 pro Stamm (1,2) wurde nicht angelegt, und die Aussteller waren geru damit zufrieden, zumal sie weder Standgeld zu zahlen, noch andere Unkosten hatten. So kamen etwa 25 Stämme junger Hühner direkt aufs Land, vornehmlich Italiener, die ich auch heute noch zur Kreuzung mit unserm Landhuhn für am geeignetsten halte. Und es gab unter den Gewinnern Leute, die sich noch lange Zeit gewehrt hätten, ein anderes, als das alte Landhuhn auf den Hof zu nehmen. Aber so in Besitz gekommen, behielt man sie. Prämierung und Ankauf besorgte ich, ebenso in Ermangelung passender Hilfe von Morgens 6 Uhr ab das Einsetzen des Geflügels in die Käfige, sowie Abends die Wiedergabe desselben an die Aussteller und Gewinner. Die Viehhaberei überwand alle Schwierigkeiten; von da ab wurden solche Geflügelstellungen mit dem alle 2 Jahre stattfindenden Thierschaufest verbunden.

Ging ich später über Land und besuchte dabei große

und kleine Bauernhöfe, dann frug ich mitunter, woher man die schönen Hühner habe, und meine Freude war groß, wenn ich hörte, daß sie auf dem Thierschaufest gewonnen seien. So, wurde gleich hinzu gesetzt, von Eiern hätte man wenig selbst behalten, Nachbarn und Bekannte hätten sie geholt, um sie ausbrüten zu lassen. Also der Zweck war erfüllt. So wurde hier das kleine Landhuhn — übrigens im Leben gut! — das noch nie eine Blutauffrischung erfahren, durch dieses Verfahren kräftiger gemacht.

Aber ich will auch dankbar erwähnen, daß ich außer der großen Arbeit keine Verluste hatte, denn der landwirtschaftliche Kreisverein übernahm die Regulierung aller Unkosten. 1880 rief ich hier den Verein für Geflügelzucht und Thierschutz ins Leben, wobei mir einige Freunde beihilflich waren mit der ersten Devise: „Hoch die Rassenzucht“, und wie diese die folgenden zehn Jahre gepflegt und gefördert ist, darüber später einmal. Der Verein wurde bald in ganz Deutschland bekannt durch seine Zuchten hochseiner Houdan, Erbe-Coeur, weiße und Chamois-Paduaner, schwarze und rebhühnfarbene Italiener, Holländer, Plymouth-Rock, Minorca und Hamburger, sowie fast aller Taubenrassen. (Landw. Nachrichten, Braunschweig.)

Keine ausländischen Produkte!

Es liegt im Interesse der Landwirtschaft, wenn man in den Bezügen für den eigenen Konsum den inländischen Produkten mehr Rechnung tragen und statt ausländischen Produkten, wie z. B. des vielfach verbreiteten theils sehr minderwertigen Reisfutters, die Mühlenabfälle wie Kleie etc., welche selbst zu reduzierten Preisen nur schwer anzubringen sind, mehr verwenden würde. Dies Verlangen ist gewiß ein berechtigtes und die nationale Anschauung, welche ihm zu Grunde liegt, sollte auch auf viele andere Gebiete in allen den Fällen übertragen werden, wo ein gutes, erprobtes inländisches Fabrikat einem ausländischen — das oft auch noch minderwertig ist — gegenübergestellt werden kann. So drohen in neuester Zeit ausländische Fabriken, unterstützt von einer bedeutenden Kapitalmacht, unsere Märkte mit amerikanischen gequetschten Haserflocken, sowie mit einem englischen (Wellins) Kinderernährungsmittel zu überfluthen, was, abgesehen von unseren inländischen Fabriken, unser deutsches Rohprodukt — den Hafer — bedeutend schädigen würde. Es sollen von einer Vereinigung ausländischer bedeutender Kapitalkräfte (einer nordamerikanischen Trust-Compagnie) kolossale Summen zu Kellamzwecken verwendet werden.

Wenn nun auch das ausländische Produkt, dessen Qualität ohnedies durch die längere Seefahrt oft beeinflusst wird, nicht besser, ja zum Theil geringer ist, so wird leider heutzutage noch häufig aus Vorurteil das ausländische Produkt als „ausländisches“ bevorzugt. Kommt es ja, wie mir neulich ein Fabrikant erzählte, bei den vielfach in Hotels und bei Herrschaften angestellten Köchen vor, daß sie Tapioca, Suppenkräuter (Julienne) etc. mit deutschen Etiketten zurückweisen, während die gleiche Waare mit französischen Etiketten für gut befunden und nachbezogen wird. Diese Verhältnisse sind zwar ein bedauerliches Zeichen der Zeit, betreffen uns Landwirthe aber weniger. Ganz anders verhält sich aber die Frage für uns mit jenem Kinderernährungsmittel und den massenhaft auf den deutschen Markt geworfenen, gequetschten amerikanischen Haserflocken. Dank den ärztlichen Bestrebungen und den technischen Fortschritten ist jetzt der Hafer wegen seiner Nährkraft und seines Wohlgeschmacks ein Nährmittel bei Hoch und Nieder geworden. Deshalb werden jetzt schon viele Hunderttausende von Zentnern Hafer zu Suppen und Kinderermehlen verwendet. Dieser Konsum ist aber noch in seinen Anfängen und ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sich derselbe von Jahr zu Jahr steigern wird.

Es wäre daher bedauerlich, wenn die in der besten Entwicklung begriffene Produktion von Hafer zu Nahrungsmitteln durch eine Ueberschwemmung mit amerikanischen Fabrikaten, die durch einen Ring amerikanischer Industrieller nach Deutschland geworfen werden, noch mehr gehemmt und beeinträchtigt werden sollte, wie dies in den letzten Monaten schon der Fall gewesen ist. Welchen Einfluß jene Fabrikation auf unsere landwirtschaftlichen Kreise ausübt, wissen wir am besten von unserer benachbarten „Hohenlohe'schen Präservenfabrik“ in Gerabronn, welche nach fünfjährigem Bestande in ihren streng hygienisch zubereiteten, rasch berühmt gewordenen Haserprodukten jetzt schon ca. 50 000 Zentner jährlich verarbeitet und größten-

theils den in der dortigen Gegend gewachsenen kräftigen Rohhafer dazu verwendet. Aus diesem Umstande kenne ich den hohen Werth fraglichen Fabrikats für unsere Landwirtschaft und wollte daher nicht unterlassen, auf jene Gefahr hinzuweisen und warnen, jenen ausländischen Produkten in der angedeuteten Weise irgend welchen Vorschub zu leisten, vielmehr mit Nachdruck für das inländische Fabrikat nach dem Beispiel der Engländer einzutreten und unseren Hausfrauen zu sagen: „Kauft deutsches Fabrikat, dann unterstützt ihr deutsche Landwirtschaft!“

Deconomierath Spies,

Vorstand des landw. Bezirksvereins Rergentheim.

Allerlei Praktisches.

Arbeitskalender im März.

Im Rebberg. Allfällige Schäden durch den Winterfroß können nun an der Farbe des Holzes und beim Durchschneiden von Äugen leicht beurtheilt werden. Beim Vorhandensein von Froßschäden schone man beim Rebschnitt hauptsächlich die in der Nähe des Bodens befindlichen Reiserzapfen und suche aus diesen noch und nach wieder eine gesunde, schöne Rebe zu erzielen. Der Rebschnitt wird beendet, schönes gesundes Schnittholz wird, soweit notwendig, als Stecklinge verwendet. Das Rebholz wird zusammengelesen und aus den Reben entfernt. Mit dem Stadelstrohen wird begonnen. Bei günstiger Witterung leistet in verunkrauteten Weinbergen ein Scharren des Bodens gute Dienste.

Im Keller. Die Keller werden jetzt gut gelüftet. Die Fässer von Schimmel und Schmutz gereinigt. Die Reifen der Fässer werden eingedörrt, überhaupt soll der Weinkeller in diesem Monat gründlich sauber gemacht werden. Wer noch neuen Wein abzulassen hat, der säume jetzt nicht mehr damit, da ein weiteres Liegenlassen auf der Gese demselben schädlich wird.

Die Lecksucht ist eine unter dem Rindvieh häufig auftretende Gewohnheit, die in sehr vielen Fällen ihre Ursache darin hat, daß den Thieren zu wenig salzhaltige Stoffe im Futter verabreicht werden. Dieser Mangel tritt um so mehr zu Tage, wenn das Futter an und für sich zu wenig salzhaltig ist, was hauptsächlich bei dem Heu der vorigen Ernte der Fall sein dürfte. Infolge des anhaltend regnerischen Wetters während der Ernte sind nämlich dem Heu zwei wesentliche Bestandtheile geraubt worden: Kochsalz und phosphorsaurer Kalk. Für beide Stoffe muß daher Ersatz geschafft werden, um so mehr, als das Rindvieh einerseits diese beiden Stoffe zur Entwicklung seines Organismus notwendig hat und andererseits durch deren Fehlen ein weiteres Umsichgreifen der Lecksucht herbeigeführt werden könnte. Man thut daher gut den Thieren Kochsalz und reines Knochenmehl, je zur Hälfte mit einander vermischt, täglich pro Kopf zwei Eßlöffel voll mit dem Häckel oder Rübenfutter zu verabreichen. Ist die Lecksucht lediglich auf eine Untugend der Thiere, die vielfach aus Langerweile entsteht, zurückzuführen, so empfiehlt sich ein Bestreichen der beleckten Gegenstände mit Rindsgalle.

Praktische Art, Spargel zu treiben:

Dieselbe besteht darin, daß man den Spargel nicht, wie im Allgemeinen üblich, auf dem Spargelbeete beläßt und dieses mit Mist bedeckt, sondern man nimmt die Spargelwurzeln aus der Erde und schlägt sie dicht nebeneinander in einem Mistbeete ein. Man kann auf diese Weise viel früher als bei der gewöhnlichen Treibmethode Spargel ernten, nur sind die einmal auf diese Weise getriebenen Wurzeln nicht wieder zur ferneren Zucht zu verwenden. Man wählt daher zu dieser Treibmethode meist nur die Pflanzen abgängiger Anlagen, die schon in ihren Erträgen nachzulassen beginnen. Ferner ist nicht zum Treiben zu wählen, sondern mehr Laub- und Rindsdünger, denn es soll nur eine gelinde und feuchte, keineswegs trockene Treibwärme erzielt werden. Die Spargelwurzeln sind beim Herausnehmen aus dem Lande sehr zu schonen, da beschädigte leicht in Fäulnis übergehen. Diese Methode hat zwar ihre guten, aber ebenso ihre Schattenseiten, weil die Spargelwurzeln nach dem Treiben eben für die fernere Kultur verloren gehen.

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 11.

Sonntag, den 17. März 1895.

II. Jahrgang.

Ihre beste Freundin.

Erzählung von Rudolf Strauß.

Nachdruck verboten,

Sie saß an ihrem Schreibtisch. Den Kopf auf die Linke gestützt, schaute sie nachdenklich in einen Brief, den ihre Rechte fast krampfhaft festhielt.

„Verehrtes Fräulein!“, so lauteten die Zeilen, „Ada hat mich verlassen. Sie waren, Sie sind ihre beste Freundin, der sie von jeher Alles anvertraut hat, zu Ihnen komme ich mir Rath's holen. In einer Stunde bin ich in Ihrer Wohnung. Nehmen Sie diese Freiheit nicht übel

Ihrem alten, ergebenen, unglücklichen Freund
Ewald Heiden.“

Noch immer starrte Elsa wie traumverloren auf die Schrift, die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen. Anfangs war es wie Freude, wie Schadenfreude und jäh ausleuchtende Hoffnung durch ihr Gesicht geschossen, dann aber war sie ganz in dieses regungslose Hinbrüten versunken, das sie nach Außen starr erscheinen ließ, während ihr Inneres ein Meer von Gedanken und Erinnerungen durchfluthete. Sie hatte es ja vorausgesehen, so hatte es kommen müssen. Ada und Ewald waren zwei Naturen, die sich — ungleich, wie sie waren — ewig reiben, die sich aufreiben mußten. Er flott, thätig, gesprächig, sie langsam, träge, einsilbig; er klug, sie beschränkt, ohne Interesse für seinen Beruf, ohne Interesse für seine Thätigkeit. Sie hatte Geld gehabt, darum hatte er sie geheirathet, der arme, verschuldete, junge Arzt — nur deshalb, das stand bei Elsa felsenfest. Sonst, ja sonst . . .

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um ihren Mund, sie ließ den Brief aus ihrer Hand gleiten und lehnte sich müde in den Sessel zurück.

Sonst . . . sonst hätte er sie ja genommen . . . sicher! Er hatte es sie ja merken lassen, daß sie ihm nicht gleichgiltig sei, daß er wisse, daß auch sie ihn liebe.

Das war nun vorbei. Cousine Ada, mit der sie schon in der Pension eine jener merkwürdigen Mädchenfreundschaften geschlossen, die Alles eher sind, als eben Freundschaft, hatte sie in ihrem Elternhause besucht, hier lernte sie Ewald Heiden kennen, und da sie hübsch,

steinreich, ihm gegenüber auch ziemlich munter war, so begann er sich bald, um sie zu bewerben.

Sie selbst aber, Elsa, war es gewesen, die Ada von Ewald so lange vorgeschwärmt, so glühend, so lebendig seine Vorzüge geschildert hatte, bis auch Ada ein warmes Interesse für diesen immerhin nicht ganz gewöhnlichen lebenslustigen, jungen Mann zu empfinden glaubte, bis auch sie sich ihm gefangen gab mit ihrem Denken und Sinnen.

Und eines Tages „im wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen“, hatten die Beiden sich im Garten von Elsa's Vater verlobt.

Zwei Monate darauf war Hochzeit gewesen, Elsa hatte bei der Trauung viel geweint. Man hatte es als Theilnahme für die Freundin ausgelegt, und sie ließ die Leute bei ihrem Glauben. Die Freundschaft mit Ada hatte nach Außen keine Aenderung erfahren, tief innerlich aber war Elsa von einer heißen Erbitterung gegen die Freundin erfüllt, die ihr ihr Glück geraubt hatte. Sie empfand es als eine Art Verrath von Seite Adas, daß diese gerade in Elsas Vaterhause den Mann ihrer Liebe für sich gewonnen, und zugleich überkam es sie wie eine Art Reue und Schmerz, wenn sie daran dachte, daß sie selbst es gewesen, welche die Cousine auf den Geliebten aufmerksam gemacht. Ein glühendes Machegefühl stieg in ihr auf, und sie hoffte ihren Haß, wenn auch nicht befriedigen zu können, so doch befriedigt zu sehen. Denn sie kannte die extrem entgegengesetzten Naturen der beiden Eheleute, sie wußte es im Voraus, daß ihr Glück keinen Bestand haben könne, und sie wollte den Zerfall dieses Glückes mit ansehen, sie wollte sich weiden an dem Zusammenbruch dieses Gebäudes der Liebe, das ihr die Aussicht auf eine sonnige Zukunft benommen hatte. Dazu aber mußte sie mit Ada in ständigem Verkehr bleiben, dazu mußte sie die Maske der Freundschaft anlegen, um Alles aus nächster Nähe beobachten zu können. So war sie mit Ada intim geblieben, so hatte sie es dahin gebracht, daß Ada ihr in blindem Vertrauen die geheimsten Regungen ihrer Seele, die geheimsten Vorfälle ihres Familienlebens offenbarte.

Und mit Wonne konnte sie jetzt bemerken, daß sie richtig gerechnet, daß sich diese beiden ganz verschiedenen Charaktere, nachdem sie eine Zeitlang sich genähert, immer weiter von einander entfernten, um dann mit elementarer Gewalt auf einander zu stoßen und sich gegenseitig

zu zertrümmern. Das erste Jahr war in Jubel und Glück dahingeschwunden. Ewald hatte seine Schulden von der Mitgift Adas bezahlt, eine theure Einrichtung gekauft und eine noble Wohnung gemiethet, war im Sommer mit Ada in Norderney gewesen und im Winter auf allen Bällen und bei allen Novitäten. Aber mit ihren Aeußerlichkeiten konnte sie ihn unmöglich länger ausfüllen, immer fühlbarer wurde ihm bei ihr der gänzliche Mangel einer Theilnahme für seine geistigen Interessen, immer mehr vermiste er die geistige Anregung, deren er bedurfte und die ihm Ada ein- für allemal nicht bieten konnte.

Wie ein Kind, wie eine Puppe behandelte er sie; er weichte sie nicht ein in das, was sein Herz bewegte, was seine Seele durchtobte und durchjubelte, er wußte, daß sie ihn, daß sie seinen Schmerz und seine Freude nicht zu fassen vermöge und theilte ihr darum nur Gleichgiltiges, nur Alltägliches mit. Die Entfremdung, die dadurch zwischen den Beiden natürlich platzgriff, schaffte bei jeder Kleinigkeit sich gewaltsam Luft und unaufhörlich kam es nun zu Reibereien zwischen ihnen — zur höchsten Freude Elsas, die den unausbleiblichen Bruch voraussah. Ada hatte ihr in letzter Zeit oft genug ihr Leid geklagt, hatte ihr erzählt, wie knauserig, jähzornig, pedantisch ihr Mann sei, wie sie sich das doch nicht gefallen zu lassen brauche, da er mit seiner minimalen Praxis ja eigentlich nichts verdiene, sondern nur von ihrer großen Mitgift lebe. Elsa calculirte, daß es gestern wahrscheinlich abermals zu einem Streit zwischen den beiden Gatten gekommen war und daß Ada dabei diese albernen Vorwürfe Ewald persönlich ins Gesicht geschleudert habe. Daß er in aufwallendem Zorne seine ruhige Besonnenheit verloren und sich vielleicht zu Kränkungen hätte hinreißen lassen, schien ihr nur natürlich und — erwünscht. Uebrigens, sie würde es ja erfahren durch ihn, durch ihn, der ihr in kurzer Zeit wieder gegenüberstehen würde, wie einst, frei . . . und nein! nicht froh. Aber sie wollte ihn wieder froh machen, sie wollte das Lachen' das heilige Lachen ihm wieder um die Lippen zaubern, sie wollte ihn an sich ziehen und ihn küssen und küssen und ihn verzehren mit ihrer Gluth.

„Ewald“, stammelte sie zitternd, „Ewald“. —

Ihr ganzes Denken verwirrte sich. Jetzt, im Angesichte des fast gewissen Sieges gab sie nach Frauenart sich dem Gefühle einer maßlos wehen Schadenfreude hin. Vereinen sollte sie die Beiden wieder, wie es der Brief verlangte? . . . Bah, das wäre Wahnsinn, das wäre Sünde gegen sich selbst . . . Nein, trennen wollte sie sie für heut' und morgen und alle Ewigkeit, daß ein Zurück nicht mehr möglich war, daß sie sich nie mehr wiederfinden konnten!

Sie fühlte, daß sie das Schicksal dreier Menschen in ihrer Hand habe, sie fühlte, daß sie ihren Haß zugleich und ihre Liebe zum Triumphe führen, daß sie ihre Todfeindin tief unglücklich machen und sich selbst zur Sonnenhöhe des Glückes emporschwingen könne — und wieder schoß es durch ihr Gesicht wie Schadenfreude und jäh aufleuchtende Hoffnung — und wieder bäumte sich in ihr der alte Zweifel: Würde Ewald sie denn nicht von sich stoßen, wenn sie ihm Alles gestand, wenn sie Ada in seinen Augen heruntersetzte, wenn sie ihn ansah, für sie von Ada sich zu trennen? Würde er nicht aus der Falschheit, der Freundin gegenüber auf

die Falschheit ihres Charakters, auf die Niedrigkeit und Verderbtheit ihrer Seele schließen?

Aber nein, das konnte und durfte nicht möglich sein. Sie würde ihm ja zu Füßen fallen, sie würde ihn beschwören, sie würde ihm sagen, wie sie ja eben nicht die Freundin, wie sie die Todfeindin Adas gewesen, wie sie die Maske nur angethan aus Liebe zu ihm, wie sie ihm Treue bewiesen, Treue in der Qual ihres Herzens, Treue in all' den langen, den bangen Jahren.

Ein Gefühl der Sicherheit stieg in ihr auf. Gewiß! sie würde ihn erringen, erkämpfen im vollsten Sinne des Wortes, sie würde glücklich werden; und die Andere . . . ?

Da hört sie Schritte auf dem Corridor. Das muß er sein. Fieberhaft erregt springt sie auf. Es klingelt. Sie eilt zur Thür, um zu öffnen. Doch erschreckt prallt sie zurück. Denn es ist nicht Ewald, es ist ein Dienstmann, der ihr mit freundlichem „M' Morgen, Fräulein, ist schon bezahlt“, einen Brief überreicht, in dessen Adresse sie sofort die Handschrift Ewald's erkennt.

Ahnungsvoll wirft sie die Thür zu, daß sie krachend in's Schloß fällt, stürzt in ihr Cabinet zurück, öffnet zitternd, hastig das Couvert und durchfliegt die Zeilen:

„Verehrtes Fräulein!

„Ich brauche Sie nicht zu bemühen. Alles geordnet. Ich habe mir Ada selbst aus dem Hotel geholt, in das sie sich zurückgezogen. Wir sind wieder einig. Nehmen Sie . . .“

Sie las nicht weiter, in ohnmächtiger Wuth zerknitterte sie das Papier, warf es zu Boden und zertrat es mit den Füßen. Ein krampfhaftes Weinen durchbebt ihren ganzen Körper, sie ließ sich auf die Chaiselongue sinken und vergrub den Kopf in beiden Händen.

Plötzlich aber richtete sie sich auf. Ein höhnischer Zug legte sich um ihren Mund. Sie hatte ihren Trost gefunden. Denn ein Gedanke hatte sie jäh durchzuckt, ein teuflisch schadenfroher, glückverheißender Gedanke, der ihr die Ruhe wiedergab und ihre Thräne versiegen machte, der Gedanke: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben; heute haben sie sich versöhnt, morgen wird der Bruch, der unaufhaltsame, dauernde, um so sicherer und unüberbrückbarer zwischen ihnen sich aufthun; der Sieg ist mein; es heißt nur ihn erwarten!

Und mit einem bösen Lachen setzte sie sich an den Schreibtisch zurück und mit fester, sicherer Hand schrieb sie den folgenden Brief:

Meine geliebte Ada!

Mit inniger Theilnahme habe ich durch Ewald von den Ereignissen bei Euch erfahren. Gott sei Dank, daß Ihr Euch wieder ausgeöhnt habt. Wenn es Dir recht ist, besuche ich Dich noch heute Nachmittags, dann laßst Du Dein volles Herzchen mir ausschütten. Inzwischen nimm tausend Grüße und Küsse

von Deiner alten
Freundin Elsa.

NB. „Dem Wiedergewonnenen gleichfalls herzliche Grüße.“



Die Definition.

Von A. Cavoret.

(Nachdruck verboten.)

Er sann und grübelte drauf los, der arme Gelehrte, er zermarterte sein müdes Gehirn, denn es galt,

einem wichtigen Problem an den Leib zu rücken. Er wollte eine Definition des Glückes finden. Und immer wieder fing der junge Philosoph, der in seinem engen, dunklen Stübchen saß, von Neuem an, und immer wieder stockte er. Ärgerlich warf er die unschuldige Feder in eine Ecke des Zimmers, um bald darnach eine andere zur Hand zu nehmen.

Das Glück ist eine flüchtige, träumerische Sekunde, in der Dich aus Versehen das Unglück vergaß, murmelte er im Selbstgespräch.

Das Glück ist die Minute, die zwischen zwei Unglücksfällen liegt, die ewige Sehnsucht ohne Erfüllung, ein schöner gleichniserischer Traum, auf den ein rasches, häßliches Erwachen folgt, welches Dir sagt, daß Du glücklich gewesen.

Das Glück ist das Unberechenbarste auf Erden, oft kommt es Dir im Sommer ins Stübchen hineingeschneit.

Das Glück ist das charakterloseste Ding; es betrügt uns mehr, als das treulosste Weib; zehn, die ihr Leben lang um seine Gunst gebuhlt, läßt es in Hoffnungslosigkeit und endlicher stumpfer Resignation sterben, und dem ersten, der nie an sein Glück gedacht, wirft sich Fortuna blind und launisch an den Hals und erdrückt ihn mit ihren Liebkosungen.

Und wißt Ihr, arme Menschenkinder, was das Charakteristische ist? Daß es gar nicht existirt . . .

Ja, ja, und er lachte hell auf, es gibt hundert Surrogate des Glückes, aber gar kein echtes; wir träumen solange davon, bis wir's verschlafen; wir kennen es nur vom Hörensagen, wir glauben nur an das Glück der Anderen; unser Glück liegt stets in der Vergangenheit und Zukunft, niemals in der Gegenwart.

Solche Gedanken durchströmten seinen Kopf, er verzweifelte, denn trotz langer, banger Reflexionen konnte er keine Definition des Weltglückes finden, nirgends, weder in den großen Folianten, die vor ihm lagen, noch in den Büchern des Lebens.

Da plötzlich geht die kleine Thür auf und im nächsten Moment umarmt ihn ein junges Weib. Er traut kaum seinen Augen, aber er fühlt ja den heißen Athem ihres Rosenmundes, er sieht ihr goldlockiges Haar . . . Eoos, er hört das Läuten von Glocken, die vom Tempel der Liebe herüberklingen, nicht an sein Ohr, sondern in sein Herz dringen . . . Er horcht hin mit gierigen Ohren, mit hungernder Seele, sie spricht zu ihm:

„Höre, Alexander, ich habe Dich nicht vergessen, weil wir Frauen die Liebe nie vergessen können.“ Und sie erzählt ihm in den süßesten Worten der Liebe, und sie gelobte ihm, nie einem Andern anzugehören, nur sein zu sein in alle Ewigkeit. — — —

So sprach das Glück zu ihm und er streichelte, koste, küßte, herzte sein Glück, er hatte endlich die gesuchte Definition gefunden.

Sein enges Stübchen war mit reinstem Glück gefüllt und es hatte mehr Platz darin, als in den großen Sälen der Reichen.

Es trat einer jener seltenen Augenblicke ein, in denen ein Armer reich wird, reicher, als alle Reichen, glücklicher als alle Glücklichen.



Wirthstöchterlein.

(Ein Lied vom Rhein).

„Gott grüß Dich, holdes Kind vom Rhein,
„Hol' mir vom Besten aus dem Keller,
„Vom alten — hörst Du — edlen Wein
„Halb Engelheim, halb Engelhöller.
„Und seh' Dich her, kredenzend Liebchen,
„Daß ich, geheilt vom Minneweih,
„Dir küsse Mund und rosig Grübchen
„Dir in die Schelmenaugen seh!“ —

„Ich traun Dir nit, Du locker Knab',
„Mit Zug und Bist willst Du mich fangen.
— „Dein Zeichen ist der Wanderstab,
„Bin oft schon auf den Weim gegangen!“ —
— „Ei, neckisch Mädel, komm beim Regen
„Soll Lied und Liebe doch gedeih'n,
„Der Lautenklang soll Dich ergötzen,
„Wir sind am Rhein! — Am Rhein, beim Wein!“ —

Da griff der Bursch zum vollen Glas,
Stößt an mit ihr — sie kann nicht wehren,
— „Trinkt aus Gefell, mehr ist im Faß!“ —
Da trank er aus, dem Rhein zu Ehren.
. . . Und in der Laube, vor der Schänke
Klang bald das süße Saitenspiel,
Die Liebe spann der schönen Ränke
Und küsse mehr noch als zuviel!“ —

. . . Als spät der Tag zur Rüste ging,
Und fern am weiten Himmelsbogen
Der Sternlein Funkeln hehr erging —
Da ist der Wanderer fortgezogen.
. . . Der Mond schaut hoch durch Nebel nieder,
Neugierig in ein Kämmerlein,
D'rin pocht es unter'm engen Nieder:
„Wir sind am Rhein! — Am Rhein, beim Wein!“ —

Wilhelm Clobes.



Für unsere Frauen.

* **Die Pariserin.** Ein Pariser Blatt berichtet, daß die verwittwete Herzogin von Aosta, die schöne und leichtlebige Prinzessin Tatitia, während ihres jüngsten Aufenthalts in Paris Gast ihrer Tante, der Prinzessin Mathilde Bonaparte, war, und erzählt bei dieser Gelegenheit folgende Anekdote: „Eines Abends, als im Salon der Prinzessin Mathilde, wo gewöhnlich die Elite der französischen Schriftsteller zusammenkommt, eine sehr lebhaft unterhaltung im Gange war, wurde die Frage aufgeworfen, ob die italienischen Frauen an Schönheit, Ammut und Intelligenz den Pariserinnen überlegen seien oder nicht. Die Herzogin von Aosta brach natürlich eine Lanze für die Italienerinnen und führte zur Bestätigung ihrer Behauptungen viel Beispiele an. Die Prinzessin Mathilde sang dagegen das Lob der Pariserin und erzählte folgende Fabel: In der guten, alten Zeit hatte eine Fee den Frauen der verschiedenen Länder mit der größten Unparteilichkeit die löstlichsten Gaben zugewiesen. Der Italienerin hatte sie große, feuerige Augen gegeben, der Spanerin lange, schwarze Haare, der Deutschen prächtige Zähne und ein leidenschaftliches Herz, der Engländerin blühend rothe Wangen und Lippen u. s. w. Kaum hatte die gütige Fee ihre Vertheilung beendet, als eine lecke, junge Dame sich einsand und gleichfalls eine Gabe verlangte. „Wer bist Du?“ fragte die Fee. „Ich bin die Pariserin“, antwortete jene. Nun rief die Fee alle anderen Frauen zurück und forderte sie auf, der Genossin einen Theil von den Gaben, die sie empfangen hatten, zu überlassen. Das thaten sie gern und deshalb vereinigt die Pariserin in sich die löstlichsten weiblichen Reize. — Der Textdichter des „Bettelsstudenten“, behauptet bekanntlich dasselbe von der Polin; er wird sich also mit der Prinzessin Mathilde Bonaparte aneinanderzusetzen haben.“

Für Haus und Herd.

Die Senkermahlzeit. Pariser Blätter erzählen: Ludwig Martinaud, ein junger Mann, dem das fröhliche Leben gefällt, wurde von seinen Eltern von Paris nach Marseille geschickt, wo er den Südfrüchtehandel erlernen sollte. Aber Ludwig konnte nicht außerhalb Paris leben, und vor allem nicht ohne seine lieben Freunde und seine kleinen Freundinnen. Eines schönen Abends traf er daher plötzlich wieder in Paris ein, versammelte sofort eine Anzahl lustiger Herren und Damen um sich und lud alle zu einer solennen Abendmahlzeit ein, die in einem der vornehmsten Wirthshäuser stattfand. Als der Champagner in Strömen floß, trat der Gastwirth fürsorglich an Martinaud heran, und flüsterte ihm ins Ohr, daß die Rechnung bereits die ansehnliche Höhe von 1300 Frts. erreicht habe. Martinaud zahlte, gab den Kellnern noch ein hübsches Trinkgeld und reichte dann seinen Freunden und Freundinnen tiefbetrübt die Hand zum Abschiede. „Wohin gehst Du?“ fragte man ihn. — „Schlafen“, erwiderte Martinaud. — „Wo wohnst Du denn?“ — „Im Gefängniß! Ihr müßt nämlich wissen, Kinder, daß ich das Geld für unser Festmahl meinem Herrn in Marseille gestohlen habe.“ Darauf begleitete die ganze Schaar, unter Gesang und Tanz, Herrn Martinaud zum Polizeibureau, wünschte ihm eine gute Nacht und übergab ihn einem freundlichen Polizeibeamten, der bereits von dem Diebstahl telegraphisch in Kenntniß gesetzt worden war.

Goldförrer.

Kein Buch ist so schlecht, daß man nicht etwas daraus lernen, oder beim Lesen desselben nicht auf etwas verfallen könnte, was nicht darin steht. C. J. Weber.

Einst war die Seltenheit der Bücher den Fortschritten der Wissenschaft nachtheilig, jetzt ist es deren Uebersatze, die verwirrt und eigenes Denken verhindert.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Schiller.

Briefkasten.

Erna. An sich sind gefestlich Trauringe der Pfändung auch unterworfen; die Gerichtsvollzieher sollen jedoch sich möglichst der Pfändung enthalten und thun dieses auch für gewöhnlich.

Anna S. in Idstein. Um Stiefelsohlen haltbar zu machen, streiche man die neuen Sohlen einigemal mit erwärmtem Leinöl an. (Beim Warmmachen ist Vorsicht erforderlich.) Es muß die Masse gut ins Leder eingedrungen sein, ehe ein neuer Anstrich erfolgt.

Kaffeekränzchen. Ihre Klagen darüber, daß sich heuer die Kartoffeln im Keller schlecht halten und gern faulen, sind nicht die einzigen, welche uns in letzter Zeit vorgebracht wurden. Es gibt nun allerlei Mittel dagegen, am besten hat sich jedoch die bereits vor einiger Zeit an dieser Stelle erwähnte Methode der Behandlung mit gebranntem Kalk bewährt, welcher die Feuchtigkeit begierig anzieht. Bringt man den Kalk beim Einstellern der Kartoffeln in die Mitte des Haufens, unten oder über denselben, so macht er die Kartoffeln trocken und erhält sie völlig gesund. Vergleichende Versuche haben, wie von sachmännischer Seite nachgewiesen ist, das Resultat ergeben, daß die in der Weise behandelten Kartoffeln gesund blieben, während andere derselben Sorte und Farbe, die aber nicht mit ungelöschtem Kalk aufgeschichtet worden waren, faulten. Der Kalk wird durch eine dünne Schicht von Reisig, Stroh oder Häcksel, oder in einem Korbe oder Sack von den Kartoffeln getrennt gehalten und in faustgroßen Stücken eingelegt. Nach Abräumung der Kartoffeln läßt sich dieser Kalk noch zur Düngung im Garten oder im Felde benutzen.

Räthselecke.

Buchstaben-Räthsel.

Aus folgenden Buchstaben sind 9 Wörter zu bilden und in der Weise zu ordnen, daß die mittleren Reihen von links nach rechts und von oben nach unten gelesen, zwei Städte im Königreich Preußen ergeben.

A B B
C D E E E
E E G G G H J
J J L M M N O O R
R R R R R R S
S S T T U
U W Y
Z

1. Buchstabe. — 2. Ägyptischer Gott. — 3. Raubthier. — 4. Rußschloß in England. — 5. Stadt im Königreich Preußen. — 6. Französischer Gelehrter. — 7. Fürstenthum in Deutschland. — 8. Bergfeste in Mesopotamien. — 9. Buchstabe.

Wer erräth's?

Von zwölf Geschwistern bin ich Einer,
Zwei Herren diene ich zugleich,
Halb bin ich rauh, dann wieder feiner,
Erst hart und streng, dann mild und weich.
Doch laß' von Ferne ich voll Lust,
Hebt unterm Wams sich jede Brust! —

Mein zweites Wort kennt Ihr wohl alle:
Ein Ding ist's, lustig und geschwind,
Bald steckt's im Haus, bald in der Halle,
Dann auf dem Boden, — wie der Wind,
Im Winter hockt es an dem Herd,
Vor vielen Menschen wohlbewahrt! —

... Doch nun, mein Ganzes treibt und blühet,
Wenn die Natur vom Schlaf erwacht,
Wenn fernher Storch und Amsel zieht,
Aus allen Zweigen es dann lacht.
Wie Silber sproßt's an Busch und Strauch,
Belebt vom zauberkräft'gen Hauch. a

Auflösungen der Räthsel aus Nr. 10.

1. Quadrat-Räthsel:

N	O	A	H
O	S	S	A
A	S	S	A
H	A	A	R

2. Arithmogryph: Ceres. — Osiris. — Nenen. — Nero. — Gros. — Linie. — Jonien. — Ari. — Selene. Cornelius.

3. Wer erräth's? Schneeglöckchen.

Richtige Räthsel-Lösungen sandten ein: Hans und Grethchen, Obersekundaner M., Margarethe Schmidt, Ernestine von S., sämmtlich in Wiesbaden; Fr. Johanna Ernst, Fr. Minna Schauf in Hahn (Taunus), Metzger Chr. Brumm in Nassau, die Kaffeeschwester aus der Louisestraße und A. Gornichy, Quintaner.